



Interview «Psychoanalytische Sozialarbeit»

*mit Heidi Schär Sall (HS), Martin Feuling (MF) und
Ursula Leuthard (UL), interviewt von Markus Weilenmann (MW)
und Gregor Buslinger (GB)*

MW: Ich denke, für die Vorstellung ist es am Besten, wenn jeder sich selber vorstellt. Ich kann von mir sagen, dass ich zwar einen psychoanalytischen Hintergrund habe, eine psychoanalytische Ausbildung gemacht habe, aber nicht als Psychoanalytiker tätig bin, sondern ich habe gleichzeitig einen ethnologischen Hintergrund und habe mich entschieden, dass ich in die ethnologische oder rechtsethnologische Beratungspraxis gehe. Ich habe ein kleines Beratungsbüro, das nennt sich Büro für Konfliktforschung in Entwicklungsländern und ich arbeite hauptsächlich mit internationalen Entwicklungsorganisationen in Afrika zusammen. Von daher habe ich auch einen Zugang zu den ethnopsychanalytischen Ansätzen.

HS: Mein Name ist Heidi Schär Sall. Ich habe Ethnologie, Psychologie und Sozialpädagogik studiert. Ich habe auch eine psychoanalytische Ausbildung mit eigener Psychoanalyse. Ethnopsychanalyse habe ich vor allem an der Uni studiert und habe dann später im Flüchtlingsbereich gearbeitet und das Ethnologisch-Psychologische Zentrum (EPZ) mit Ethnologen, Psychotherapeuten und Ethnopsychologen aufgebaut und 15 Jahre lang geleitet. Das wurde dann geschlossen und seither arbeite ich als Ethnopsychologin an der Psychiatrischen Uniklinik in Zürich, wo ich jetzt ein bisschen im Sinne der französischen Ethnopsychiatrie arbeite. Danebst arbeitete ich ca. ein Jahr bei der Vormundschaft, insbesondere im Bereich der Kindesschutzmassnahmen. Meine ethnologischen und ethnopsychanalytischen Feldforschungen habe ich vor allem in Westafrika gemacht.

UL: Ich heisse Ursula Leuthard, bin ursprünglich Krankenschwester, habe eine abgeschlossene Psychoanalyse und habe mich über Literatur mit Psychoanalyse befasst und am PSZ Kurse besucht. Ich habe mich vor 16 Jahren selbstständig gemacht. 2000 kam die Idee von Heini und Esther, einen Verein zu gründen, damit wir Selbstständigerwerbenden irgendwie ein Forum bekommen, wo wir uns austauschen und unterstützen können in Supervision, Intervision und so. Ich war Mitbegründerin des Vereins und arbeite seit acht Jahren als Familienbegleiterin, also

nicht mehr als Krankenschwester. Der Beruf kommt mir aber auch immer wieder zugute, weil oft auch somatisch kranke Eltern und Kinder in der Familienbegleitung sind. Ich bin im Verein die einzige, die kein Psychostudium oder eine sozialarbeiterische Ausbildung hat. Ich bin so hineingewachsen in diese Arbeit, also auch in die psychoanalytische Sozialarbeit. Wir setzten uns mit diesem Ansatz auseinander und erhielten dabei viel Unterstützung von Tübingen, so wie sie das machen. Unser Verein entwickelt sich, wir sind am Diskutieren, wie wir das machen sollen/wollen. An diesem Wochenende (anlässlich einer Vernetzungstagung der psychoanalytischen SozialarbeiterInnen, GB) haben wir auch wieder gemerkt, was wir alles noch machen könnten, also wir sind da in einem Prozess.

MF: Martin Feuling, ursprünglich Lehrer, dann Sozialarbeit studiert, promoviert in Philosophie über Lacan und von daher theoretisch schon sehr interessiert an der Psychoanalyse. Zuletzt noch Ausbildung zum analytischen Jugendlichenpsychotherapeuten. Dann bekam ich 1985 die Chance, in den Verein für psychoanalytische Sozialarbeit einzusteigen. Ich habe sie genutzt, zuerst mal nur als Forscher sozusagen, ja meinerwegen auch als ethnologischer Feldforscher. Ich habe versucht, zu beschreiben, wie die Arbeit läuft in der Einrichtung. Das war damals eine Wohngruppe für fünf schwerst gestörte autistische, partiell psychotische Kinder und Jugendliche. Der Verein ist im Grund genommen 1978 gegründet worden, entstanden aus der antipsychiatrischen Bewegung, konkret aus der Tübinger Jugendpsychiatrie heraus, wo damals mit solchen Kindern nicht wirklich ernsthaft gearbeitet wurde, wo die allenfalls diagnostiziert wurden und irgendwohin vermittelt worden sind, sehr unklar wohin, wo es aber nirgendwo ein Betreuungskonzept oder einen Behandlungsansatz für die Arbeit mit diesen Kindern gegeben hatte. Das wurde dann in diesem Verein, in einem therapeutischen Heim für diese fünf Kinder erstmals versucht und konzeptionell entwickelt mit viel Unterstützung durch Professor Reinhart Lempp, dem bekannten Kinderpsychiater in Tübingen, der selbst kein Analytiker ist, aber der das analytische Denken sehr unterstützt hat. Im Lauf der Jahre hat sich dann dieser Verein auch weiter entwickelt mit einer zweiten Wohngruppe für junge Erwachsene und mit einer eigenen Schule und komplexen ambulanten Diensten.

GB: *Ich heiße Gregor Bussslinger. Ich bin Psychoanalytiker und Ethnologe, arbeite viel mit Menschen mit Migrationshintergrund, bin so auch sehr ethnopsychanalytisch ausgerichtet und ich bin verantwortlicher Redaktor für dieses Journal. Markus und ich machen jetzt zusammen das Interview und meine Frage, die ich*

an diese Vorstellungsrunde anschliessen möchte, ist, könntet Ihr vielleicht kurz vom Praxisumfeld her, in dem Ihr arbeitet, sagen, was für Euch das Zentrale an der psychoanalytischen Sozialarbeit ist?

MF: Ich denke, der zentrale Impetus liegt im Vertrauen und in der Überzeugung, dass Psychoanalyse, das heisst, den Menschen mit einer psychoanalytischen Haltung zu begegnen, einfach Räume ermöglicht, Dinge ermöglicht, die über pädagogische Umgehensweisen, über psychiatrische Betrachtungsweisen und Menschenbilder nicht möglich sind. Impetus war, das einer Personengruppe und jungen Menschen zu ermöglichen, die normalerweise über Psychoanalyse nicht erreichbar sind, weil sie zu schwierig sind, weil ihre Störungen zu tief sitzen und schon zu lang dauern und weil man sie auch nicht nur in Einzelstunden behandeln kann, in analytischen Sitzungen, sondern weil es unter Umständen auch ein milieutherapeutisches Setting braucht, das aber analytisch reflektiert ist. Ich glaube, das ist der Grundimpuls, die Analyse mit ihrer Besonderheit, wirklich Menschen zu behandeln und nicht Symptome, und das in ein Feld zu tragen, wo die klassische Analyse keinen Zugang hatte. Ich glaube, das war der Hauptimpuls dieser Gründung.

UL: Bei uns denk' ich, ist es dasselbe, allerdings nicht in dem Sinne, dass wir das Leuten zur Verfügung stellen, die sonst keinen Zugang haben. Weil wir im Auftragsverhältnis arbeiten, werden uns Familien quasi angeboten oder wir kriegen Anfragen. Unser Anliegen ist auch ganz stark, dem Systemisch-Lösungsorientierten etwas entgegensetzen, also die Familien anders zu betrachten, eben mit den ganzen Prozessen, die durch das psychoanalytische Denken möglich werden, nicht einfach zu kommen und pädagogisch zu sagen, so und so, und in einem halben Jahr ist alles in Ordnung, sondern das ganzheitlich anzuschauen, beziehungsorientiert, und eben wirklich mit Übertragung/Gegenübertragung, mit szenischem Verstehen, die Familien anders zu betrachten, als das im Moment Mode ist. Wir möchten also dem Trend etwas entgegensetzen.

HS: Als wir das EPZ hier aufgebaut haben, habe ich in der Arbeit mit traumatisierten und psychisch erkrankten Asylsuchenden, also Fremden, MigrantInnen und Familien, die Erfahrung gemacht, dass die pädagogischen Ansätze überhaupt nicht ausreichen, um diese vielschichtigen Problematiken zu verstehen, also dass die ganze Dialektik von Institution, Gesellschaft und individuellem Erleben, Schicksal und Leidensgeschichte dazu gehört, dass es hier einen Ansatz braucht, der auch den Einbezug von Fragen der Politik und Ökonomie ermöglicht und damit ein

gesamthaftes Verstehen. Es ist vor allem auch immer wieder wichtig, das Eigene zu reflektieren. Ich sehe das jetzt auch in der Psychiatrie bei Patienten, wenn sie zurück in solche Einrichtungen mit pädagogischen Ansätze sollten/müssen, dann kommt so viel gegenseitiges Unverstehen, weil zu sehr druck- und zielorientiert gearbeitet wird, anstelle der gemeinsamen kritischen Reflexion. Ich denke, pädagogische Ansätze sind oft wirklich kontraproduktiv, weil dieses Erzieherische auch sehr ethnozentristisch und undemokratisch gedacht ist und noch mehr Risse zwischen den Betreuten und zu Betreuenden entstehen, weil das Verstehen fehlt.

GB: *Als Sie, Herr Feuling, angefangen haben, zu schildern, was das Essentielle von psychoanalytischer Sozialarbeit ist, habe ich mich gefragt, ob es von Ihnen her gegenüber dem normalen psychoanalytischen Setting eine Reserve gibt und ob Sie von daher versucht haben, Psychoanalyse mit Sozialarbeit zu kombinieren.*

MF: Es gibt durchaus eine gewisse Reserve, ja, die ich jetzt nicht unbedingt polemisch oder polarisierend formulieren möchte, aber aus einer bestimmten Sicht ist es schon so – zumindest in Deutschland unter der Bedingung der Krankenkassenverfassung, der Psychotherapiegesetzgebung und der Verfassung der Analytischen Vereinigungen –, dass die Psychoanalyse sozusagen ein Verfahren ist, das nur den relativ gesunden Menschen zur Verfügung steht. All die Bedingungen der verfassten Psychoanalyse, zum Beispiel der Indikation, mit anderen Worten, der Selektion geeigneter Analysanten und des Settings, sind Vorrichtungen – oder zumindest scheint mir das ein wesentlicher Aspekt – auch gegen die Angst und Unsicherheit der Analytiker, sich auf offene und weniger strukturierte Situationen einzulassen. Das ist schon eine gewisse Reserve, eine gewisse Polemik.

GB: *Es muss nicht Polemik sein.*

MF: Oder eine Feststellung. Als wir zu der Zeit in Tübingen, 1978, anfangen, gab es von Seiten der etablierten Psychoanalyse den Vorwurf, das wäre ja Rätepsychoanalyse, was wir hier im Verein für Psychoanalytische Sozialarbeit machen.

GB: *Rätepsychoanalyse?*

MF: Rätepsychoanalyse, ja!

GB: *Und was ist unter Rätepsychoanalyse zu verstehen?*

Psychoanalytische Sozialarbeit

MF: Na ja, Rätepsychoanalyse, das ist geknüpft an die Zeit der Räteregierung nach dem ersten Weltkrieg und der russischen Revolution, wo die Volksmassen sich zusammentun und sagen, wir bilden unsere eigene Regierung, oder wir regieren uns selbst und brauchen nicht irgendwelche Herren über uns, die sagen, das ist richtig, das ist falsch, das ist die Wahrheit oder die Unwahrheit. Und inzwischen ist es schon so, dass wir in Tübingen in unserer Institution 10, 12 Analytiker als Supervisoren haben, die diese Art zu arbeiten, wo die Settinggrenzen der Analyse überschritten sind, mittragen und mitunterstützen. Das ist ein Prozess von ungefähr 30 Jahren, dass sich da auch in der Analyse etwas ein Stück weit geöffnet hat, aber vor allen Dingen eben bei den Analytikern, die konkret auch mit uns zu tun hatten, dass es also da jetzt mehr Bereitschaft gibt, mit uns Supervision zu machen – und wir könnten im Moment noch mehr Leute finden, die bereit wären dazu. Und vor 30 Jahren hätten viele gesagt, das ist ausserhalb des Rahmens, kommt überhaupt nicht in Frage.

GB: Sie verknüpfen jetzt die Settingfrage, also das psychoanalytische Setting, das wir kennen, mit der Angst, nämlich dass dieses Setting Angst in gewissem Grade kontrollierbar machen lässt. Wie gehen Sie in Ihrem Setting, in Ihrem Alltag mit dieser Angst um?

MF: Da würde ich sagen, es ist ganz ein entscheidender Punkt, dass wir in einem Team arbeiten und in einem institutionellen Rahmen. Das macht es möglich, das Risiko, das man eingeht, wenn man den üblichen Rahmen verlässt, gemeinsam zu tragen und mit den externen Supervisoren zu reflektieren. Unter Umständen heisst es bei uns dann auch oft, in einem Fall nicht alleine tätig zu sein, sondern mit Kollegen zusammen, wodurch es möglich ist, die Verantwortung für das Risiko nochmals auf eine andere Art und Weise zu tragen und zu teilen. Und dann hilft natürlich zum einen die Erfahrung, die man – oder auch die Institution ein Stück weit unabhängig von den konkreten Mitarbeitern – im Lauf der Zeit erwirbt. Eine These ist, dass nicht ein Einzelindividuum psychoanalytische Sozialarbeit machen kann. Genau deshalb nicht, weil diese Verantwortung, diese Angst, nicht von jemandem alleine getragen werden kann. Und ich glaube, eine Einrichtung der institutionalisierten psychoanalytischen Sozialarbeit muss auf eine bestimmte Art selbstorganisiert, selbstverwaltet sein. Sie kann auf Dauer nicht funktionieren, wenn sie sich unter dem Dach irgendeiner kirchlichen oder einer anderen grossen Trägerschaft einrichtet, das zeigen auch die Erfahrungen der anderen Institutionen.

Sie muss wirklich eigenverantwortlich für sich selbst sorgen und das Risiko tragen können. Das ist eine Essenz meiner Erfahrung und das ist meine Überzeugung.

GB: *Wie war das bei Euch, Heidi, im EPZ? Ich meine, Ihr habt ja immer wieder auch ganz schwierige Geschichten gehabt, wie seid Ihr damit umgegangen?*

HS: Das gruppenale Setting, sei es für die Therapeuten oder auch für die Co-Therapeuten fand ich sehr wichtig, aber auch für die Patienten und ihre Familien. Einerseits betont das duale Setting das Individuelle und die innerpsychischen Fragen für manche Menschen zu sehr und wird als zu intim erlebt. Dies kennen nicht alle Menschen und kann eben auch Angst auslösen, denn gerade das Gruppenale hat oft auch etwas Entlastendes. Ich glaube, man hält so einfach mehr aus und das Containing ist anders in der Gruppe, und es kommen auch andere Inhalte. Bei Traumatisierten habe ich zum Beispiel festgestellt, dass schneller oder überhaupt erst diese traumatischen Erfahrungen zur Sprache kommen konnten, weil die Patienten oder Klienten oder wie man sagen will, die Menschen ja merken, dass sie den Anderen überfrachten oder überladen könnten, und auch die Angst da ist, der Andere, der Therapeut oder so, könnte zusammenbrechen ob dem Erzählten. Als Gruppe, so haben wir gemerkt, wurde uns mehr zugemutet und manche Inhalte sind früher und eher gekommen, und sie wurden auch besser verarbeitbar und reflektierbar. So hat es auch in meiner eigenen Feldforschung angefangen. Mir kommt die Ethnopschoanalytikerin Florence Weiss in den Sinn, sie war ja bei den Papuas und hatte in ihren «Gesprächen am sterbenden Fluss» ausgeführt, wie sie mit den Frauen eben Gespräche führte und dabei auch mit ihnen fischen ging. Ich habe das dann ähnlich gemacht, als ich in Afrika war und ich mit den Mandinke-Frauen vom Hof Salz abtragen ging, da kamen die Geschichten, im Alltag, das war so im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung, die dann wieder reflektiert wurde, also die Teilnahme am Alltag, und da kamen die Inhalte. Das psychotherapeutische abstinente Setting ist schon etwas ganz anderes, und es gibt Menschen, die brauchen das einerseits, aber gleichzeitig eben noch mehr, auch im Alltag, diese Unterstützung, die brauchen diese verstehende Unterstützung.

GB: *Ich würde gerne das mit dem Alltag aufgreifen und das Wort Dir weitergeben, Ursula. Ihr macht ja in der sozialpädagogischen Familienbegleitung Alltagsbegleitung.*

UL: Ja, da geht es, denke ich, um genau dasselbe. Also man ist mit den Leuten im Alltag und man kocht zusammen oder man ist draussen mit den Kindern und da kommen die Geschichten. Das denk' ich ist das, wie Heidi das beschreibt, das mit den Leuten unterwegs sein. Da zeigen sich Sachen und es geht uns auch so. Wir sind schon lange daran zu überlegen, wegen des Zweiersettings zum Beispiel. Wir haben gemerkt, dass eine Person eine Familie, eine gespaltene Familie, oder eine Familie mit sehr vielen Kindern nicht halten kann, dass das ganz schwierig wird. Schon ein paar Mal haben wir im Zweiersetting gearbeitet und sehen, dass es wirklich sehr gut ist, wenn man nicht allein ist und dann wieder die Verbindung machen kann, wenn man zu zweit ist; zum Beispiel bei gespaltenen Eltern. Bezüglich der Bedeutung der anderen Räume, der eigenen Räume für die verschiedenen Familienmitglieder haben wir auch von den Tübingern gelernt. Wir haben uns Supervisoren gesucht, die das mittragen können, die verstehen, was wir machen. Da haben sich schon einige eingelassen auf uns. Ich denke auch, es braucht die Gruppe. Und dann haben wir ja auch die Gruppe im vpsz (Verein für Psychoanalytische Sozialarbeit Zürich, GB), wo wir uns in gemeinsamer Intervision und Supervision stützen. Also es ist eine Gruppengeschichte, diese Begleitungen, und es passiert im Alltag.

GB: *Könnt Ihr denn auch so intensiv Supervisionen machen oder habt Ihr ein eigentliches Netz von Supervisionen, wie Ihr, so glaube ich, in Tübingen das macht?*

UL: Das haben wir versucht oder sind wir dran. Es ist halt bei uns ein bisschen das Problem, dass wir das selber zahlen müssen und dann jedem selber überlassen ist, wie oft. Ich war jetzt lange in zwei Supervisionsgruppen, in einer Intervisionsgruppe und in Einzelsupervision, das machen wir auch. Und jetzt im Moment bin ich nur in einer, aber wir haben das nicht so institutionalisiert wie die Tübinger, sondern wir haben einfach Supervisionsgruppen, die regelmässig stattfinden.

MW: *Es gibt einerseits dieses ethnopschoanalytische Beratungszentrum (EPZ), wo Du (HS) gearbeitet hast oder arbeitest, und andererseits gibt es diese Tübinger Gruppen. Beim EPZ, da ist mir klar, da kommen Leute, die einen Migrationshintergrund haben, die kommen irgendwoher, zum Beispiel aus Afrika oder Asien, und leben dort in Grossgruppen. Für die ist es ganz wichtig, dass sie hier auch in eine Struktur hineinkommen, die gruppal ist, weil sie so mit ihren kulturellen Verhaltenserwartungen, Verhaltensneigungen hereinwachsen können. Bei den Tübinger Papieren, die ich gelesen habe, ist eigentlich wenig Information über den gesellschaftlichen Hintergrund drin, woher die Leute kommen. Ist das auch*

so, dass Sie mit Migrationspersonal, wenn ich's mal so sagen will, arbeiten oder mit Leuten mit Migrationshintergrund, oder ist es so, dass das einfach ganz stark gestörte Jugendliche sind, autistisch und was es alles gibt. Wie ist das zu verstehen?

MF: Da haben wir grad vorhin (Vernetzungstagung der psychoanalytischen SozialarbeiterInnen, GB) davon gesprochen. In unseren Wohngruppen sind im Moment mehr als die Hälfte mit Migrationshintergrund. In unseren ambulanten Fällen ist es sicher auch ein Drittel oder die Hälfte, wo das eine Rolle spielt, aber es ist schon sehr überdeckt durch die manifeste, individuelle psychische Störung, die vorliegt; also zumindest im stationären Bereich, wo wir es mit tiefgreifenden Störungen im autistischen und psychotischen Bereich zu tun haben, und im Grunde sind auch die dort behandelten es Borderlinestörungen, eher psychosenah denn neurose-nah.

MW: Was meinen Sie genau mit überdeckt? Können Sie das ein bisschen ausführen? Also ...

MF: Dass die interkulturellen Differenzen durch die individuelle psychische Störung überdeckt sind. Das ist eine gute Frage. Das weist ja auch auf bestimmte soziale Orte im Sinne Bernfelds innerhalb unserer Gesellschaft und ihren Klassendifferenzen hin, auf eine Frage der Aetiologie. Unterstellt man der autistischen Störung ein angeborenes Defizit, oder gibt es kontingente Faktoren, lebensgeschichtliche Faktoren, die sie bewirken. Wo dies sicher eine Rolle spielt, ist zum Beispiel bei einer Irritation der Eltern, die in einer fremden Kultur leben müssen mit den Brüchen, die dadurch entstehen können usw. Dass das unter Umständen bestimmte Schwierigkeiten befördert, ist absolut naheliegend, glaube ich.

GB: Also am EPZ ist es ja sicher nicht überdeckt, da ist das Kulturelle sehr dominant, aber vielleicht bei der sozialpädagogischen Familienbegleitung. Ihr habt meines Wissens ja auch sehr viel mit Familien mit Migrationshintergrund zu tun, zum Teil binationale Paare, wo das Kulturelle auch rein kommt. Wie geht Ihr damit um?

UL: Also ganz unterschiedlich. Es kommt darauf an, was für eine Kultur, was für eine Situation, und wir versuchen, hinzuschauen. Ich hab' jetzt grad eine neue Familie, wo die Mutter aus Marokko ist. Sie ist völlig isoliert. Da ist für mich auch das Thema, was braucht diese Mutter an Unterstützung. Ihr fehlt die Gruppe. Sie hat

mir ganz klar gesagt, dass man bei ihnen in der Frauengruppe lebt und die Kinder sind da. Hier lebt sie allein in einer Wohnung und weiss eigentlich nicht, was sie mit den Kindern machen soll. Also dass man da schaut, was für einen kulturellen Hintergrund sie hat und was sie braucht, damit sie diese, also Gruppe, bekommt, oder diese Unterstützung bekommt, die sie sich auch gewohnt ist aus ihrer Kultur. Wir versuchen, die Kultur sehr einzubeziehen und versuchen, zu verstehen, was die Leute brauchen. Und oft ist ja bei gemischten Paaren, vor allem, wenn es Schweizer Männer sind, das Schweizerische dominant. Dann versucht man die Frauen zu stützen, oder die Verbindung zwischen den zwei Kulturen herzustellen. Den Eltern bewusst zu machen, dass es eine Verbindung von diesen beiden Kulturen geben muss, auch für die Kinder. Also, man kann nicht so generell sagen, dass wir es so oder so machen. Es kommt auf die Situation an, oder wie vernetzt diese Leute schon sind.

GB: *Ich möchte das kurz aufgreifen, das Beispiel der Marokkanerin, das Du erwähnt hast. Ich nehme an, Dir, Heidi, sind von Deiner Arbeit her Dinge dazu in den Sinn gekommen.*

HS: Ja, also mir ist jetzt etwas in den Sinn gekommen. Man stellt sich in letzter Zeit vermehrt die Frage der Resilienz, nicht nur immer die der Defizite, und ich merke gerade, dass es manchmal schwierig ist, gerade wenn es sich um pathologische Geschichten handelt, zu unterscheiden, worum es eigentlich geht. Wir haben zum Beispiel auf der Abteilung eine Frau aus Afrika gehabt, die psychotisch war. Es ging ihr dann aber psychisch besser, jedoch war sie nicht pünktlich, sie änderte ständig ihre Ideen, auch wieder mal den Freund und jeden Tag die Frisur, die Kleider und sie war nicht so zuverlässig. Man ärgerte sich ein wenig über sie. Es war nicht ganz einfach, so wie sie sich mit Abmachungen umging. Man befand dann offenbar von der Klinik aus, dass sie in ein Wohnheim ziehen müsste. Das war für sie ganz schwierig. In unserer ambulanten Behandlung dann stellte sich heraus, dass sie allein wohnen wollte, doch man wollte sie vom Heim aus diesbezüglich nicht unterstützen. Ich habe dann gemerkt, dass ihre defizitär gedeuteten Eigenschaften jedoch auch gerade auch als ihre Resilienz in Erscheinung trat, im Sinne einer für sie lebenswichtigen Flexibilität, die sie in ihrer Sozialisation erworben hatte und die auch die Möglichkeit des Wechsels von Beziehungen beinhaltete. Sie hatte eine inzestuöse Geschichte und konnte sich relativ schnell wieder daraus lösen. Auch Drogen hatte sie genommen und auch diese hat sie nie mehr genommen. Ihre Flexibilität war auch eine Art Resilienz, doch diese musste erst einmal verstanden

werden. Die gruppen Sozialisation, die eben nicht unbedingt die Bindung an eine Person betont und die ja, wie vom Ethnopsychanalytiker Paul Parin in «Fürchte Deinen Nächsten wie Dich selbst» eben so beschrieben wurde. Dieses Duale, dieses Starre, diese Bindungsgeschichten, können auch «gefährlich» sein. Und wenn man dann alles nur pädagogisch und ethnozentristisch sieht, dann müsste die Frau, oder ich würde sagen halb Afrika, in ein Heim gesteckt werden. Und dies wäre ja dann wirklich verrückt. Wenn man auf dieser Ebene nicht versteht, womit das zu tun hat, natürlich auch mit unterschiedlichen Strukturen, Geboten, Tabus, Tabuübertretungen und ihren Implikationen, nervt man sich nur. Wir müssen uns aber nicht nur mit dem Fremden, dem Anderen oder dem Defizitären befassen, sondern auch mit dem Eigenen, z. B. mit der eigenen Rigidität. Der Blick auf dieses Exklusive und Starre, das führte zum Beispiel auch dazu, dass man Obhutsentzüge oder Interventionen zu schnell in Betracht zieht, wenn man nicht die kulturelle Bedeutung und die Tragfähigkeit, einer wie auch immer gearteten Gruppe z. B., ausser Acht lässt. Also bezüglich der exklusiven Mutter-Kind-Beziehung müsste man bei Afrikanern schauen, wie sie sozialisiert sind. Kinder gehören oft der Gruppe und nicht der Mutter. Oder man muss auf den Mutterbruder als sozialen Vater schauen, nicht auf den leiblichen Vater. Man muss die Gruppe anschauen, wer erzieht da mit. In der Migration ist alles noch ein bisschen komplizierter. Da gibt es andere Ersatzväter, -mütter etc. Die wechseln eben auch, und die Frage ist, ob die Gruppe und welche allenfalls tragfähig ist und fähig für dieses ständige Containing. Wenn man das nicht sieht, sondern nur die Mutter-Kind-Beziehung, führt das zu sehr schwer wiegenden Fehleinschätzungen und -handlungen auch seitens der Behörden.

GB: *Wie ist es, wenn Sie das jetzt hören, Herr Feuling, können Sie vielleicht noch ein bisschen spezifizieren, wie Sie mit der Bezugsgruppe Ihrer Klienten, es sind meistens jugendliche Leute, umgehen?*

MF: Wir haben natürlich auch Jugendliche mit offenbaren kulturellen Differenzen, seien es türkische oder eritreische, grad auch dann real massiv traumatisierte Leute, mit denen wir gearbeitet haben und über die wir geschrieben haben. Ich kann es aber auch zusammen unter einem ethnologischen Aspekt bei uns in der Region aufzeigen. Roggenburg am Neckar, wo unsere Wohngruppen angesiedelt sind, ist eine katholische Bischofsstadt. Bei uns in der Gegend ist es von Dorf zu Dorf verschieden. Das eine ist katholisch, das andere evangelisch, und das dritte hat schon eine längere Tradition der Vermischung beider Konfessionen. Manchmal kann ich,

wenn ich von einem Fall höre, ein Stück weit ahnen, woher er kommt, aus diesem oder jenem Flecken. So heissen bei uns die Dörfer. Also diese ethnologischen Dinge spielen nicht nur bei den weit entfernten Kulturen und Differenzen eine Rolle, sondern auch relativ in der Nähe. Florence Weiss war auch ja Anfang der 90er Jahre mal eine Zeit lang in Berlin und hat dort beim Verein für psychoanalytische Sozialarbeit mitgemacht. Ich glaube, sagen zu können, dass diese Verbindung und dieser ethnologische Blick darauf sehr vertraut ist. Allerdings könnte ich es Ihnen jetzt nicht zusammenfassend beschreiben, weil es nicht unser zentrales Metier ist. Unser Blick ist schon zentral auf die psychische Struktur des Individuums gerichtet. Aufgrund der Schwierigkeiten und Unterschiedlichkeiten unserer Klientel haben wir immer wieder die Idee, gruppentherapeutische Veranstaltungen zu machen. Ich bin sicher, dass das ein sehr hilfreiches Mittel wäre. Aber es ist bei uns oft so, dass therapeutische Gruppenveranstaltungen eigentlich nicht machbar sind, weil zu wenig Fälle einer Altersgruppe und bestimmter Störungsbilder sich auf eine fruchtbare Art ergänzen könnten, um so etwas mit einer gewissen Kontinuität zu machen. Jetzt weiss ich nicht, ob ich mit meiner Antwort zu weit abkomme, aber die gruppalen Aspekte sind in unseren Settings aufgehoben, zum einen in den Wohngruppen, im Wohnbereich und zum anderen im Sinne der ganz normalen Sozialisation in Schul- und Arbeitsprozessen. Schule und Arbeit sind zwei Schwerpunkte, die wir relativ früh sehr stark in den Mittelpunkt der Psychoanalytischen Sozialarbeit gestellt haben und wo wir uns von einer reinen oder nur auf die Zweierbeziehung zentrierten analytischen Haltung weit entfernt haben.

HS: Also ich finde auch, dass man jedes Mal bei jeder Person wieder neu schauen muss, weil es Kultur in diesem Sinn ja nicht gibt. Es gibt nicht die Kultur der Eritreer, der Schweizer oder so, sondern es gibt wirklich einfach unterschiedliche kulturelle Konstruktionen, die sich aber auch immer in einer Dynamik befinden, auch wegen der Migration etc. Die Frage ist ja dann immer wieder, wie konstruiert sich das jetzt wieder, und dann gibt es natürlich auch sehr Gebrochenes. Die Vorstellung einer Kultur kommt oft auch als Abwehr daher, auch von Fachleuten. Gerade das finde ich auch problematisch, und deshalb ist es so kompliziert. Es gibt auch Gruppales, das unzuverlässig ist und das einem Kind nicht gut tut, oder, man muss eben schon ganz genau hinschauen, wo die Qualität ist: Hat diese Gruppe jetzt die Qualität einer Mutter oder hat sie diese eben doch nicht? Die Herausforderung ist eben dann, das zu klären.

GB: *Daran knüpft eben die andere Dimension derselben Frage an: Gab es bei Euch im ethnologischen, im ethnopschoanalytischen Zentrum, die Schwierigkeiten, weil Ihr ja auch von der Ethnologie her kommt, Euch überhaupt mit der psychopathologischen Terminologie zu befassen, psychopathologische Deutungen zu machen, weil das ja der kulturelrelativistischen Position widerspricht?*

HS: Eine psychopathologische Sprache hatten wir eigentlich nicht. Wir verstanden uns ja einfach als ethnologisch-psychologisches Zentrum, auch im Sinne der Legitimation gegen aussen, damit man wusste, dass wir hier auch psychisch Kranke und Traumatisierte aufnehmen. Sonst ging es mehr um das Verstehen. Die Patienten, die Klienten mussten manchmal auch in die Psychiatrie. Kulturelrelativistisch ist es mehr in der Klinik. Da gibt es z. B. in der Diagnostik Kategorienbildungen, die einer schulmedizinischen kulturellen Konstruktion entspringen. Man könnte aber auch das Orakel als diagnostisches Instrument nehmen, wie es in manchen afrikanischen, traditionsgeleiteten Gemeinschaften im Gebrauch ist. Und wenn jemand halt von Hexerei spricht – gerade wenn man oft sagt, Hexerei sei eine Externalisierung –, so finde ich, stellt sich die Frage nach dem Weltbild, wie zum Beispiel, ob Störungen und Krankheit als von aussen kommend und kollektiver Art oder innerpsychisch individuell verstanden werden. Bei Hexereivorstellungen und familiären Konflikten denkt man dann, man müsse dies innerlich – als individuelle Abwehr oder irgendwie als Schuld – deuten. Ich finde, das ist die Frage. Vielleicht hilft es, dies als kollektive Abwehr, von dem das Ich Gebrauch macht, zu verstehen. Ich glaube daher aber nicht, dass es einfach eine Externalisierung ist, denn als afrikanischer Psychoanalytiker würde ich vielleicht sagen, dass die Mitteleuropäer äussere Konflikte internalisieren. Und in diesem Sinne wäre die Idee der Externalisierung eben auch eine ethnozentristische Interpretation, denn im afrikanischen Sinne, könnte man sagen, soll das Aussen auch aussen bleiben, gerade zur Entlastung des Ichs, und gerade nicht als innerer Konflikt gedacht werden. Wenn die Ursache von der Bezugsgruppe als äusserer sozialer Konflikt gedacht wird, ist es dann auch die umgekehrte Arbeit im Therapieverständnis, der äussere Konflikt, z. B. der Neid der Anderen, führt zu Impotenz. Damit die Therapie und Hilfe nicht so dekontextualisiert ist, muss diese kulturelle Vorstellung auch miteinbezogen werden, da, wo es für den Einzelnen nur als Mitglied des Kollektiv ein wirkliches Leben gibt. Also solche Dinge wären schon wichtig zu verstehen, auch in der Psychiatrie, daran arbeite ich auch vor allem.

GB: *Ich würde gerne das Bild oder den Begriff von der Konstruktion näher aufgreifen und Sie, Herr Feuling, haben am Anfang ja gesagt, dass Sie von Lacan her kommen. In den Texten, die von Tübingen her kommen, ist auch von Bion die Rede, von objektbeziehungstheoretischen Ansätzen. Können Sie vielleicht etwas mehr zu Ihren Konstruktionen im Hintergrund sagen, zu Ihren psychoanalytischen Konstruktionen?*

MF: Zu meinem Hintergrund kann ich etwas sagen. In unserem Verein arbeiten Leute zusammen, die von sehr unterschiedlichen analytischen Schulen her denken. Dass die sich nicht in die Haare gekriegt haben und sich gespalten haben, ist, glaub ich, schon ein bemerkenswertes Ergebnis. Dieser Verein ist so organisiert, dass niemand sagt, psychoanalytische Sozialarbeit ist dies und jenes und was nicht genau so ist innerhalb einer gewissen Bandbreite, das gehört nicht mehr dazu, sondern dass wir da auch sehr integrierend arbeiten. Ich glaube, dass wir das können, hängt damit zusammen, dass wir einfach viel mit psychotischen Kindern und Jugendlichen gearbeitet haben. Ich kann ja jede institutionelle Gründung oder jede Institution und jede bürokratische Verfassung – auch ethnopsychanalytisch – als einen Abwehrmechanismus gegen eine drohende Psychose, sei es schizophrener Art oder paranoischer Art, begreifen. Die paranoische ist sozusagen die häufigere Variante. Von daher findet man Ideen, wie man damit umgehen, gegen solche Prozesse angehen kann. Mir persönlich fällt es kolossal schwer, ab einem bestimmten Punkt der Theoriebildung mit Bion zu denken. Seine frühen Texte über Erfahrungen in Gruppen zum Beispiel, die schätze ich sehr, die muss ich mir aber dann in meine Gedanken übersetzen. Das präzisiert sie dann glaube ich noch mal ein Stück weit, aber ich kann sehr gut mit den Kollegen und auch mit den Supervisoren unterschiedlicher Richtung zusammenarbeiten.

GB: *Wie kommt denn das Lacanianische bei Ihnen rein? Kann man das so sagen? Oder darf man das, kann man das überhaupt so fragen?*

MF: Das kann man, glaub' ich, schon ein Stück weit sagen, zum Beispiel in dem Begriff der «gesprengten Institution», der ja von Maud Mannoni in Frankreich geschaffen wurde. In der Experimentalschule von Bonneuil hat sie die zentrale Theoretisierung auch von Lacan aufgegriffen, in dessen Interpretation des Fort-Da-Spiels von Freud. Das ist der Hintergrund, auf dem diese Theorie und diese Praxis der gesprengten Institution entwickelt worden ist. Ich glaube, davon haben wir zum Beispiel eine Menge auch konzeptionell übernommen und haben das

dann sicher noch mal auf eine bestimmte Art sehr eingedeutscht, indem wir dieses Konzept der drei oder vier Orte formuliert haben. Auf einer sehr praktischen Ebene heisst dieses Konzept der drei bzw. vier Orte, dass erstens die zeitliche und innere Struktur des Lebens im Alltag, zweitens die Struktur des Lebens an externen, also ausserfamiliären, per se sozialen Orten wie Schule oder Beruf oder Ausbildung und drittens die zeitliche und die innere Struktur in den analytischen Einzelstunden sehr unterschiedlich sind und unterschiedlich gehalten werden müssen. Der vierte Ort sind übrigens die Orte des Geheimnisses, ausserhalb des von uns konstruierten Settings, von denen wir wenig Kenntnis und auf die wir keinen Einfluss haben. Da wir es mit jungen Menschen zu tun haben, die genau diese Differenzierung noch nicht internalisiert haben, müssen wir sie erst einmal im Äusseren repräsentieren – auch durch unterschiedliche Personen und reale Räumlichkeiten repräsentieren – bis sie verinnerlicht werden. Und dann gibt es noch ein paar entscheidende Punkte mehr bei Lacan, glaube ich. Die Differenzierung der Ebenen des Realen, des Imaginären, des Symbolischen zum Beispiel ist schon eine äusserst hilfreiche – gerade auch im Zusammenhang mit der Psychose.

GB: *Vielleicht hier anschliessend eine Frage an Dich, Ursula, vom vpsz Zürich. Ihr habt Euch ja auch sehr an Tübingen orientiert, glaube ich, eine gewisse Zeitlang. Was habt Ihr von diesen Konzepten aufgenommen, oder was war Euch am Nächsten, um es aufzunehmen und umzusetzen? Ihr arbeitet ja anders, nicht im gleichen Setting, oder?*

UL: Ja, wir arbeiten nicht mit Psychotikern. Was uns sehr eingeleuchtet hat, ist das Konzept der verschiedenen Orte, das wir kennen gelernt haben bei Euch, als dass für die Kinder nicht jemand alleine zuständig ist und dass man nicht nur bei jemandem Supervision hat, sondern die Fälle auch in verschiedenen Supervisionen anschaut. Das waren die zwei ersten Sachen, die wir übernommen haben; eben nicht alleine zu arbeiten, sondern wenn nötig zu zweit. Das ist relativ schwierig, weil wir die Erlaubnis in diesem Sinne nicht einfach bekommen. Aber das hat uns wirklich sehr eingeleuchtet, dass man nicht alleine ist. Wir haben jetzt auch die Erfahrung gemacht, dass wenn wir zu zweit sind in gewissen Familien, dass das unendlich viel konstruktiver, besser, sinnvoller läuft, als wenn man alleine ist. Weil man dann ja zuständig ist für vielleicht fünf Personen, alle haben ein Bedürfnis, und wie schafft man das mit vier Stunden pro Woche. Das sind also die zwei Hauptaspekte, die wir bei uns versucht haben umzusetzen.

GB: *Und jetzt kommt Ihr ja gerade von der Vernetzungstagung. Ist da in diesem Zusammenhang etwas entstanden, wo Ihr wie weiter gedacht habt heute, vielleicht auch bezüglich der Zusammenarbeit, oder wie Ihr Dinge noch anders anschauen könntet?*

UL: Also entstanden ist jetzt mal eine Forumsidee, dass man auch im Forum diskutieren könnte, sich informieren könnte. Viel weiter ist das jetzt noch nicht gediehen. Wir haben viel diskutiert. Die verschiedenen Vereine mit verschiedenen Ansätzen, also die Klienten sind sehr unterschiedlich, die Arbeitsweise ist nicht dieselbe. Wir sind aber wild entschlossen, uns mehr zu unterstützen.

MF: Ich würde sagen, dass aufgrund der spezifischen Entwicklung unseres Vereins, ausgehend von einer stationären Betreuung von psychotischen und autistischen Kindern über 5, 6, 7, 8 Jahre, dass das ein vollkommen anderer Fokus als die Familienarbeit über relativ begrenzte Zeiträume von einem Jahr oder wie auch immer ist. Auf diesem Weg, den wir gegangen sind, kann ich beschreibend sagen, dass unsere Konzeptualisierung und Settingbildung auch der Abwehr unserer Angst dienen. Es ist ja nicht so, dass wir keine Angst hätten, es ist ja auch gefährlich, keine zu haben. Da würde ich schon sagen, weil Ihr diese Familienbegleitung zum Beispiel ohne eigene Räume, wo man die Klienten hin holt, macht, da können wir wirklich eine Menge von Euch lernen. Dem müssen wir uns aus bestimmten realen Gegebenheiten heraus immer mehr nähern. Da hilft also unsere Konzeptbildung. Wir haben einen bestimmten Fokus gehabt, und der muss dann angepasst werden, wenn man sich in anderen Feldern bewegt. Ja, da lernt man immer, da lernt man nie aus.

MW: *Das heisst, überlegen, dass Sie auch mehr in das soziale Bezugsfeld Ihrer Klienten oder Ihrer Patienten – wie man das auch immer sagen will – reingehen könnten, und dass Sie das vielleicht bis jetzt auch aus Angstabwehr nicht so stark gemacht haben, wenn ich das recht verstanden habe.*

MF: Meinetwegen ja, also wir haben versucht, wenn immer es möglich gewesen ist, das schwierige Kind, oder wenn's mehrere sind, auch mehrere, also auch die Eltern, zu uns in unsere Praxisräume zu bringen und dort im abgegrenzten, in zeitlich und innerlich abgegrenztem Rahmen sozusagen wirklich einen analytischen Raum zu entfalten, der einfach so seine bestimmten Rahmenbedingungen braucht. Mir kommt das Beispiel meiner Kollegin von gestern in den Sinn, die zu

einer Familie raus geht. In eine Familie, wo die Mutter eine Borderlinestörung und der Stiefvater die Kinder sexuell missbraucht hat. Also eine ganz, ganz schwierige Geschichte! Da ist eine Kollegin von uns raus gegangen, weil da zwei kleine Kinder, ein Neugeborenes und ein etwa zwei Jahre altes Mädchen, gewesen sind, um zu schauen, was wie läuft; wie man konkret mit der Mutter arbeiten und wie man verantworten kann, dass die Kinder dort bleiben? Die Kollegin sagte gestern, «wenn ich da draussen bin, kann ich nicht denken, und ich bin heilfroh, wenn es gelingt, die Mutter doch ab und zu in die Praxisräume zu bringen, wo dann noch ein Kollege mit dabei ist bei diesen Gesprächen mit der Mutter, um denken zu können.» Ich glaube, das benennt schon einen wesentlichen Aspekt, und wenn man dann nicht rausgeht und das immer nur in seinem Zimmer macht, dann hat es natürlich auch etwas mit der Angst zu tun. Wenn es vielleicht auch nur die Angst ist, nicht so präzise und exakt arbeiten zu können, wie man es im Raum von zeitlich, räumlich und auch in der spezifischen Form des Diskurses abgegrenzten analytischen Einzelstunden sich zumindest bemüht zu tun. Also, präzise zuzuhören, heisst ein Stück weit Störgeräusche oder wie auch immer auszublenden, um irgendwie analytisch hören zu können.

GB: *Wie hattet Ihr es denn mit der Angst zu tun im EPZ?*

HS: Also ich wollte nochmals genau nachfragen, was denn die Angst ist? Ich hab mir auch überlegt, was die Angst ist, aber mir ist jetzt nicht etwas vom EPZ in den Sinn gekommen. Da hatten wir natürlich auch Angst, vor allem in Situationen, wo die Menschen psychotisch wurden. Da hatten wir oft Angst, denn die hatten manchmal auch Messer und so hervorgezückt. Aber mir ist jetzt gerade etwas aus meiner Feldforschung in den Sinn gekommen bezüglich des Umgangs mit der Angst. Als ich mit den Manding-Frauen vom Hof Salz abtragen ging, hatte eine Frau ein so grosses Messer, und sie lief hinter mir her. Die Leute auf dem Hof hatten von ihr immer gesagt, sie sei verrückt. Ich habe aber von mir aus nie etwas gesehen, das irgendwie verrückt sein könnte. Aber irgendwie war sie isoliert, und am Anfang hatte ich auch nicht so oft mit ihr gesprochen. Sie hatte eine Geschichte, dass sie in Frankreich war und eine weisse Frau ihr den Mann weggenommen hatte. Ich war da also vor ihr und sie mit dem Messer, und irgendwann habe ich gedacht, ich muss hinter ihr gehen, um meine Angst zu bannen. Dann habe ich aber angefangen, mit ihr zu sprechen. Und dann habe ich ihre Geschichte gehört und gemerkt, dass sie überhaupt nicht verrückt ist, dass sie einfach keine soziale Rolle hatte auf dem Hof. Das war für mich eine sehr wichtige Erfahrung, also dass

ich die Angst bannen konnte, indem ich sie kennenlernte und ins Gespräch kam. So haben wir das auch im EPZ gelernt. Wir haben mit diesen Leuten gesprochen, auch in der Gruppe eben, damit wir nicht allein waren in der Gruppe, und natürlich brauchte es manchmal auch den Notfallpsychiater, das war schon auch so. Also wir konnten das nicht in jedem Fall immer ohne diesen lösen. In der Klinik ist das Setting eben noch ein bisschen einfacher in Bezug auf die Angst. Da ist natürlich schon sehr viel Abwehr aufgebaut in der Struktur, in der Institution.

An dieser Stelle ist der Tonträger ausgestiegen, was wir erst im späteren Verlauf des Gespräches merken, weshalb es im Gesprächsfluss zu einem Bruch gekommen ist.

MW: *Unter Sozialarbeit kann man sehr viel Verschiedenes verstehen. Da gibt es einerseits das Soziale als soziale Hilfeleistung, Hilfe, Soziales als solidarisch sein, sozial versus sozialistisch oder als sozialistisch. Da kommt man in die politische Geschichte, Position rein. Dann gibt es auch noch das Bild, das Michael Günter gebraucht hat. Am Ende seines Papiers nimmt er ein Zitat von Sigmund Freud auf, der Martin Binswanger ironisiert und betont hat, dass die Psychoanalyse – in seinem Papier sagte er es auch bezgl. der psychoanalytischen Sozialarbeit – sich mit dem Souterrain befasse, mit dem Souterrain der Gesellschaft und dass diese Leute, die in ihren Therapien sind, dass die normalerweise vom Syphon der Gesellschaft weggespült würden. Da wird ein Hierarchiebild eingeführt, da gibt es quasi die Oberen, die Herren, die Künstler – und dass Ihr Euch mit dem Rest, mit den Brosamen, mit den Opfern, den Bürokratieopfern befassen würdet. Wie positioniert Ihr Euch da drin. Das ist eigentlich die Frage.*

MF: Mit diesem Zitat zitiert der Michael Günter den Professor Lempp, der das mal so gesagt hat. Ich würde es auf eine bestimmte Art schon so interpretieren: Autistische Menschen haben aufgrund ihrer psychischen Struktur den geringsten Zugang zum Sozialen gefunden. Ich kann Autismus definieren als Misslingen von Intersubjektivität, von Sozialität, unter Umständen sogar von Sprache, die diesen Menschen nicht gelingt. Denen zu helfen, die durch ihre psychische Struktur oder Nichtentwicklung ihrer psychischen Struktur auf neurotisches Niveau, drunter leiden, damit sie an der Gesellschaft teilhaben können, das ist ein politisches Engagement. Es ist auch ein politisches Engagement, dafür zu kämpfen, Sozialarbeiter, die in der Bundesrepublik ein relativ geringes Ansehen haben und dementsprechend auch relativ gering bezahlt werden, in ihrer Selbstachtung oder in der Wertschätzung in der Gesellschaft zu erheben, indem ich sie quali-

fiziere. Das ist aber noch mal eine andere Frage. Warum? Wir hatten mal einen Versuch gemacht, ein Fortbildungsprogramm für Sozialarbeiter zu machen. Die Sozialarbeiter sind nicht sonderlich fortbildungswillig offensichtlich – und wenn, dann streben sie systemische Kurse an, wo sie hinterher irgendein Zertifikat haben, aber das kriegen sie von uns nicht.

UL: Ich denke bei uns ist es ganz klar die Solidarität mit den Menschen, die es schwerer haben, Familien, die am Rand sind, Kinder, die leiden, da sind wir sehr solidarisch, und wir sind auch relativ politisch in unserer Gruppe. Also nicht relativ, sondern wir sind politisch, wir haben da eine ganz klare Haltung von der Solidarität mit Menschen, die es schwerer haben in unserer Gesellschaft.

MW: *In den Texten, die ich gelesen habe – weil mir ja Eure Arbeiten nur über Texte, die ich bekommen habe, zugänglich waren, bevor ich mit Euch jetzt gesprochen habe –, ist mir aufgefallen, dass zum Beispiel von Institutionen die Rede ist. Was versteht Ihr eigentlich unter Institutionen?*

UL: Wir haben ein bisschen gemerkt, dass das nicht ganz dasselbe ist, was wir darunter verstehen und was Ihr darunter versteht, oder? Ich weiss jetzt nicht, welche Texte du meinst.

MW: *Ja, Günter ...*

UL: Also die Tübinger Texte?

MW: *Ja, die Tübinger Texte.*

MF: Eine Institution ist zum einen eine Einrichtung, um mehreren Menschen das gemeinsame Arbeiten an einem Ziel zu ermöglichen, und es ist zum anderen nach Gehlen anthropologisch gesehen ein Versuch, bestimmte Ängste zu überwinden, um die Dinge, die Verhältnisse vorausschaubar, kontrollierbar und operationalisierbar zu machen. Eine Institution hat von daher immer einen konstruktiven, aber auch den problematischen Aspekt der Gefahr, in eine totalitäre Institution, in eine totale Institution zu kippen; in eine geschlossene Institution, die dann tendenziell paranoisch agiert. Man darf folglich bis zu dem Punkt hin mit Bion sagen, dass alles, was in Gruppen läuft, eher nach psychotischen, nicht nach neurotischen Mechanismen funktioniert, auch wenn die einzelnen Individuen in der Institution

und in der Gruppe eher neurotisch strukturiert sind. Das ist der eine Aspekt. Die Frage zum Beispiel, wie eine Arbeitsgruppe im Sinne Bions funktioniert, die sich als Arbeitsgruppe einigermaßen auf dem Stand halten kann, ohne zu häufig und womöglich dauerhaft in die Position einer Grundannahmengruppe wegzukippen, das ist sozusagen die permanente Aufgabe in einer Institution. Oft genug befindet sich eben eine Institution in irgendwelchen Grundannahmen, auch in unserer eigenen Institution zum Beispiel. Wir mussten uns institutieren, a) um zusammen arbeiten zu können, b) um die gesellschaftliche Anerkennung und eine ökonomisch tragfähige Position zu bekommen. Wir haben jedoch innerinstitutionell eine informelle Struktur der basisdemokratischen Selbstverantwortung und Selbstverwaltung entwickelt – neben den formellen institutionellen Strukturen, die wir haben müssen qua Vereinsrecht und ähnlichen Vorgaben, wie zum Beispiel die gesellschaftliche Erwartung einer Leitungsstruktur. Ich glaube, das kann man auch nur so sagen, wenn man auf eine bestimmte Art analytisch denkt und wenn man Erfahrung mit Psychose hat. Eine selbstorganisierte Struktur trägt unsere eigentliche Arbeit mit Kindern und Jugendlichen jetzt schon seit über zwanzig Jahren, ohne dass es Schismen und Spaltungen und Katastrophen gegeben hat. Die formelle Struktur greift nur an ganz wenigen Punkten minimal in Form des Vorstands des Vereins ein. Aber die eigentliche Arbeit wird getragen durch eine informelle Struktur, wo leidlich freie und leidlich erwachsene Menschen assoziiert zu einem gemeinsamen Projekt zusammen arbeiten. Über so eine lange Zeit, so glaube ich, gibt es wenig selbstverwaltete Projekte, wo das funktioniert hat. Da bin ich auch sehr stolz drauf. Das geht nur mit analytischem Verstand, würde ich sagen.

MW: *Da ist die Rede von einer gesprengten Institution. Wer ist der Sprenger, was ist der Sprengkörper, wieso kommt man in diesem Fall mit dem Bild der Sprengung, wo es einfach verschiedene Orte sind? Wieso kommen Sie mit so einem aggressiven Bild?*

MF: Also das Bild ist zunächst mal von der offiziellen deutschen Übersetzung des Begriffs «institution éclaté» übernommen; Mannoni schrieb «éclaté». Das ist im Grunde genommen mit dem Wort «gesprengt» relativ unglücklich übersetzt oder nicht ganz richtig übersetzt.

MW: «Vertätscht».

UL: «Isch nöd gschprengt».

HS: Aufgeplatzt?

MF: Aufgeplatzt, ja, das ist ja sozusagen das Gegenmodell zur totalen oder geschlossenen Institution, wie sie Erving Goffman beschrieben hat. Das mit dem Sprengen, dem kann ich persönlich auch aufgrund meiner Biografie, einem spätpubertären politischen Impuls, schon auch etwas abgewinnen. Also gewisse gesellschaftliche Verhältnisse, die platzen nicht nur von alleine auf, die muss man sprengen.

UL: Das ist aktiver, oder?

MF: Ja, und deshalb passt das Wort «gesprengt» schon. Es hat dabei ja einen ausgearbeiteten und sehr komplexen theoretischen Hintergrund bei Mannoni in Bezug auf Lacan und ich denke, das hat es auch in unserem Konzept der drei bzw. vier Orte. Dabei haben wir das Konzept der gesprengten Institution schon sehr viel handhabbarer gemacht und sehr deutsch–pragmatisch behandelt im Vergleich zu Mannoni, die den Rahmen von Bonneuil so sehr gesprengt hat, dass ich schon sagen würde, da ist mir zu wenig Überblick.

MW: *Wie ist das bei Dir, Heidi, mit der Sozialarbeit, mit dem Sozialen?*

HS: Was ich schon sagen wollte, die Sozialarbeit beruht ja meiner Meinung nach auf einem demokratischen Credo, und in der Ethnopschoanalyse, die nicht nur eine Methode ist, sondern auch eine Haltung, da geht es mehr darum, dass diese Menschen, die ja aus Kriegen und weiss woher kommen, eine Art Revenants darstellen, uns also an das Verdrängte und Vergessene, das wir nicht wahrhaben wollen, die Armut, das Elend, den Krieg und diese Dinge erinnern. Und auch im Einzelnen wie in der Kultur geht es um das Verdrängte, mit dem man sich befassen muss, und ich mich auch damit befassen möchte, damit das Unterdrückte sichtbar wird. Es geht ja in der ethnopschoanalytischen Arbeit nicht nur um diese Klienten oder um diese Menschen, sondern um sie und die Dynamiken dieser Gesellschaft und damit um Fragen der Partizipation und des Ein- oder Ausschlusses und damit eben auch ein wenig um Subversion. Natürlich kann ich nicht im Einzelnen meine Subversivität ausüben, aber das ist meine Subversivität, dass ich mich eben mit diesen Menschen befasse und dem Krieg, den sie im Kopf haben. Man könnte auch nur Medikamente abgeben.

GB: *Jetzt komme ich halt nochmals zu dieser Frage (die im versehentlich nicht aufgenommenen Teil des Interviews schon mal gestellt wurde, GB), die, so glaube ich, wichtig für dieses Interview ist. Ursula, Ihr macht ja seit jetzt fünf Jahren Fortbildungsveranstaltungen am Psychoanalytischen Seminar. Kannst Du mehr dazu sagen, welche Erfahrungen Ihr damit gemacht habt?*

UL: Unser Wunsch war eigentlich, dass wir Leute gewinnen, die nicht sowieso am PSZ sind. Das ist uns bis jetzt trotz grosser Verbreitung von den Kurs-Flyern nicht gut gelungen. Es kommen meistens zwei, drei von ausserhalb des PSZ, und die kommen dann manchmal auch ein zweites Mal, aber unser Wunsch wäre eigentlich gewesen, unser Denken weiter zu verbreiten, was auch ein Anliegen des vpsz als Verein ist. Das gelingt sehr schwer, weil da eben das Systemische so im Vordergrund ist. Die meisten, die zu unseren Kursen kommen, sind vom PSZ. Das ist eine Realität. Aber wir bleiben dran, also wir sind wild entschlossen, es weiter zu versuchen und wir werden es auch versuchen. Die Auftraggebenden haben wir bis jetzt nicht gewinnen können, aber wir hoffen immer, dass wir sie über unsere Arbeit gewinnen, über die Qualität von dem, was wir machen.

GB: *Und inwiefern habt Ihr Leute vom PSZ mit Eurem spezifischen Ansatz als Sozialarbeiter und -innen auch anregen können, weiter zu denken?*

UL: Da habe ich wirklich das Gefühl, dass da sich etwas bewegt. Ich habe den Eindruck, dass da am Anfang die Frage war, was ist denn das? Inzwischen merke ich, dass man den Namen vpsz kennt. Ich habe irgendwie das Gefühl, da gibt es ein bisschen eine Öffnung von dem klaren analytischen Zweier-setting-Denken. Das spiegelt sich auch in unserer Gruppe. Bei der Gründung waren wir vier und eben ich, als nicht ausgebildete Psychoanalytikerin. Da war stark die Idee, das hat Heini ganz stark vertreten, dass ja Aichhorn auch davon ausgegangen ist, dass man das lernen kann in der Arbeit, dass alle mit diesem Denken arbeiten können. Da bin ich jetzt eigentlich in der Gruppe die einzige, mit eigener Analyse und Sachen, die ich mir selber angeeignet habe und jetzt in der Arbeit auch lerne. Ich habe natürlich in diesen acht Jahren sehr viel gelernt von den Kolleginnen und Kollegen, in den Auseinandersetzungen und in der Supervision. Das Denken mit der Übertragung und all das war mir am Anfang noch ein bisschen fremd, aber in der Tat finde ich wirklich, dass man das in der Arbeit und in der Auseinandersetzung lernen kann. Ich bin eben nach wie vor die einzige in der Gruppe, und ich merke schon, dass das in der Gruppe sehr unterschiedlich beurteilt wird. Es gibt KollegInnen, die sind

immer wieder befremdet, weil wir ja alles PsychologInnen in eigener Praxis sind. Da muss ich immer sagen, «Hallo, ich bin das nicht!», und ich bin trotzdem dabei. Das ist auch ein Prozess im vpsz. Wir sind da immer wieder am Diskutieren – auch bezüglich der Frage, wen nehmen wir auf. Es gibt einen Teil der Gruppe, der sich wünschen würde, dass noch mehr wie ich dabei sind, also die von einem anderen Ort kommen und das eben lernen. Andere finden, da *muss* Psychologie dabei sein. Die Stadt unterstützt das natürlich, indem sie sagt, für Familienbegleitung braucht es PsychologInnen, SozialarbeiterInnen, Sozialpädagogen, Punkt. Gleichzeitig sieht auch eine andere Organisation, die Familienbegleitung anbietet, ganz klar, dass es auch gut ist, mit Leuten aus der Pflege, weil in den Familien auch immer wieder noch etwas anderes gefragt ist. Das ist ein Knatsch und da sind wir dran. Eigentlich würde ich es gut finden, wenn es noch mehr wie mich dabei gäbe. Das wäre natürlich auch für mich gut, damit ich nicht immer die einzige bin, die kein Psychostudium hat.

GB: *Du stehst sozusagen für den Diskurs der Laienanalyse, von dem man manchmal denkt, er ist am Verklingen, aber es ist schön, dass er doch noch nicht ganz verklungen ist.*

UL: Ich bin allein auf weiter Flur.

MF: Bei uns ist es sehr anders. Wir haben nur einen Psychologen im Betrieb, der hat Glück, dass er dabei sein kann, gerade weil er nicht so sehr wie ein Psychologe strukturiert ist. In Deutschland ist die universitär gelehrt Psychologie überwiegend extrem psychoanalyse-feindlich, sicherlich auch aus Gründen der erwähnten Ängste. Ansonsten sind wir Sozialarbeiter, Erzieher, Philosophen, Theologen, Lehrer, auch Krankenschwestern. Wir haben auch Leute, die gar keine Ausbildung haben. Die könnten wir heute nicht mehr einstellen wegen der allgegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Tendenz zur Pervertierung des Begriffs der «Qualität» im Sinn einer Qualitätssicherung. Man ahnt die Angst auch hinter diesem Sicherungsbemühen. Aber das sind wirklich gute Leute und der entscheidende Punkt bezüglich des Politischen ist, dass bei uns jeder, egal, welche Ausbildung er hat, ob sozusagen auf einem formal niedrigen oder einem hohen Niveau, das gleiche Gehalt kriegt. Das ist ziemlich altmodisch.

UL: Das haben wir ja auch, denn das ist die Vorgabe von der Stadt, was die Stunde kostet. Also die Psychologen kriegen nicht mehr als ich. Das ist dann die Ebene von Familienbegleitung, und da kriegen wir alle denselben Lohn.

GB: *Ja, vielleicht ist es altmodisch, was Sie jetzt gerade gesagt haben, Herr Feuling, aber es ist vor allem etwas, das Hoffnung machen kann, dass nicht alles, was sich bewährt hat, über Bord geworfen wird.*

MF: ... die alten Utopien nicht alle ganz überholt sind.

MW: *Das hat eben mit Ökonomie zu tun und mit der ökonomischen Struktur auch hier in der Schweiz, dass sich das so ausgeprägt hat mit der ganzen Überregulierung des psychologischen, psychoanalytischen und psychotherapeutischen Beratungsmarktes.*

HS: Ja, und auch mit dem Medicozentrismus.

UL: Ja, und eben schnelle Lösung, billige Lösung, es sollte schnell gehen. Also man erhofft sich immer noch das Wundermittel, eben auch in der Familienbegleitung. Wie kann man eine Familie möglichst schnell wieder so herstellen, dass sie keine Hilfe mehr braucht. Sie muss kostengünstig sein, und es wird nicht langfristig gedacht. Das ist ja weit verbreitet in all diesen Bereichen.

MW: *Ja, das ist die Bonuspolitik.*

HS: Genau, die kurzfristigen Budgets, dann wird man wieder gewählt.

UL: Genau.

MW: *Ich glaube, wir müssen langsam aufhören, aber es wäre noch spannend, an eine realsozialistische, nein, nicht realsozialistische, eine realgesellschaftliche Frage anzuknüpfen. Inwiefern sind für die Zukunft überhaupt solche aufwändigen Settings, die Ihr habt, noch durchsetzbar, finanzierbar?*

UL: Ja, und gibt es Leute, die weiterhin bereit sind, in dieser Art zu denken? Also der Nachwuchs bei uns steht jetzt nicht Schlange.

MF: Man weiss ja nicht, wie sich der soziale Staat entwickelt, aber es ist mir bei diesen angeblich aufwändigen Settings schon wichtig zu sagen, dass einerseits die psychoanalytische Sozialarbeit, wie wir sie machen, schon mit den Fällen zu tun hat, die anderswo nicht betreut werden konnten, mit welchem Aufwand auch immer, und dass wir andererseits weniger Ressourcen meinetwegen über längere Zeiträume brauchen als die anderen Anbieter. Wir arbeiten weniger aufwändig, was die Zahl der Stunden zum Beispiel angeht, weil wir in dieser Art und Weise auch mit viel Supervision sehr zentrieren, fokussieren und nicht mit der Giesskanne die Gaben unserer Präsenz verteilen, das muss man wirklich sagen.

HS: Das war auch im EPZ so, wir haben eine Studie gemacht dazu. Es war eine der kostengünstigsten Einrichtungen überhaupt, aber wir haben eben gesehen, dass es wirklich eine politische Frage ist und nicht mal das Geld. Das stimmt gar nicht, das ist eine ideologische.

GB: Klar, das ist ideologisch. Letzten Endes sind das ja, wenn man es genauer anschaut, eigentlich kostengünstige Interventionen, das wissen wir alle, die wir mit den Krankenkassen zu tun haben. Aber vielleicht jetzt doch noch zum Schluss, Heidi, also Ihr seid ja wegrationalisiert worden vom EPZ, also ...

HS: Nicht vom EPZ, vom Kanton ...

GB: Nein, Ihr vom EPZ seid wegrationalisiert worden.

HS: Genau, und das EPZ auch, genau.

GB: Eben, das EPZ, und was denkst Du, was hat das für Auswirkungen für die Leute, die vorher zu Euch kamen?

HS: Also die sind ja dann mehr in der Klinik, und dann kann es einfach so sein, dass man die Kinder dann fremdplatzieren muss und die Mutter auch, und das kostet dann eben etwa 10–20 000 Franken im Monat. Aber es ist ja nicht nur das. Ich habe solche Patienten wie zum Beispiel eine schwer traumatisierte Frau aus einem Kriegsgebiet, die hatte einen Mann, der war sicher auch schwer traumatisiert und hat sie so schwer verletzt, dass sie es kaum überlebte. Das Kind war dabei und lebt jetzt auch in der Unterkunft, in der sie ist. Ich habe gemerkt, dass dort nichts getan wurde. Das Kind nässt ein, die Matratze wird nicht gewechselt, man sagt einfach,

das ist einfach so, da im Asylbereich. Es gibt niemanden, der sich engagiert, und ich habe dann einfach eine Gefährdungsmeldung gemacht, nämlich, dass die Mutter und das Kind von den Behörden, also von Einrichtung, gefährdet sind, weil die nicht schauen – und dass Mutter und Kind sehr wohl eine gute Beziehung haben, aber dass sie durch die Umgebung, so, wie sie leben muss, gefährdet sind. Der KJPD und die Jugend- und Familienberatung sowie andere Fachleute mussten eingeschaltet werden. Doch auch dies ging langsam. In der Unterkunft hatte man noch nichts verändert, und die Frau hat sich dann wieder versucht, zu strangulieren. Und das kenne ich, am Anfang des EPZ waren wir zu wenig Leute, nicht qualifiziert, also wir mussten das ja richtig umbauen, in Qualität und Quantität, personell. Vorher hatten wir mehr Morde, Selbstmorde, Verletzungen, Bedrohungen. Als wir dann mehr Leute waren und auch qualifiziert, und diesen lebensweltbezogenen verstehenden Ansatz auch wirklich umsetzen konnten, hat das massiv abgenommen. Also es gibt mehr Verletzungen, es gibt mehr Traumatisierungen und es gibt mehr Gewalt, auch von aussen, auch Interventionen mit der Polizei, wenn das Verstehen fehlt.

GB: Ja, ich glaube, wir müssen langsam zum Schluss kommen. Meinen herzlichen Dank für das trotz Panne sehr spannende Interview.